

# *Denise Menchen*

---

aus Brasilien



## Stipendiaufenthalt in Nordrhein-Westfalen

vom 01. Juli bis 31. Oktober 2006



# **Erfahrungen und Eindrücke einer Brasilianerin in Deutschland**

Von Denise Menchen

Nordrhein-Westfalen, vom 01. Juli bis 31. Oktober 2006





# Inhalt

1. Zur Person	394
2. Kulturschock?	394
3. Typisch Deutsch	394
4. Weltmeisterschaft	395
5. Tägliches Rätsel	396
6. Galerie der merkwürdigen Leute	397
7. Die Schweizerin	399
8. Was ich im Goethe-Institut nicht lernte	400
9. Begrüßungsrituale	401
10. Kampf ums Bier auf der Wiesn	402
11. Journalismus	403
12. Dankeschön	404

## **1. Zur Person**

Denise Menchen wurde am 21. Januar 1981 in Porto Alegre, Südbrasilien, geboren. Von 1999 bis 2002 studierte sie Journalismus an der Pontificia Universidade Católica do Rio Grande do Sul und sammelte durch Praktika in verschiedenen Medieninstitutionen ihre ersten beruflichen Erfahrungen. Im Jahr 2004 zog sie nach Rio de Janeiro um, wo sie als Redakteurin des Webportal Oi Internet arbeitete und als freie Mitarbeiterin für die Zeitschrift der Deutsch-Brasilianischen Industrie- und Handelskammer schrieb. Als Stipendiatin der Heinz-Kühn-Stiftung besuchte sie im Jahr 2006 Deutschland zum ersten Mal. Im Juli und August machte sie einen Deutschkurs im Goethe-Institut in Bonn und absolvierte anschließend ein Praktikum in der Lokalredaktion der Westdeutsche Allgemeine Zeitung (WAZ) in Essen.

## **2. Kulturschock?**

Eine Brasilianerin, die den Nachnamen Menchen trägt, den ersten Deutschunterricht schon als Neunjährige absolvierte und eine Wohnung in Rio de Janeiro mit einer deutschen Mitbewohnerin teilte, darf nicht sagen, dass sie einen Kulturschock hatte, als sie Deutschland endlich kennen lernte. Das ist wirklich nicht der Fall. Trotzdem darf ich auch nicht sagen, dass mir alles, was ich während dieser vier Monate des Stipendiums erlebte, ganz leicht fiel. Über diese Dinge, die für die Deutschen vielleicht als selbstverständlich gelten, die mich aber überraschten, möchte ich schreiben. Denn mein Wunsch ist es, dass dieser Text die Leser interessiert. Und das erfuhr ich schon, als ich nach Rio umzog: Durch fremde Augen können wir unsere eigene Umgebung etwas anders sehen und sie besser verstehen. Und außerdem macht es normalerweise auch Spaß!

## **3. Typisch Deutsch**

Dass es in Deutschland viele Ausländer gibt, wusste ich schon lange bevor ich am 2. Juli 2006 am Düsseldorfer Flughafen ausstieg. Doch erst als ich an diesem sonnigen Sonntag Bad Godesberg erreichte, bekam ich die Dimension dieser Realität zu sehen. In dieser Ecke von Bonn, wo ich für zwei Monate wohnen und einen Deutschkurs machen würde, sah ich damals fast keine Personen, die wir in Brasilien für typisch Deutsch halten würden. Statt großer Frauen mit blonden Haaren, heller Haut und blauen Augen, begegnete ich überall muslimischen Frauen mit Kopftüchern, die ihre Gesichter versteckten.

Auch die Sprache, die ich an diesem Tag hörte, war mir etwas fremd. Es war zwar Deutsch, aber was für ein Akzent war das? Ich war wirklich überrascht. Doch zum Glück ist meine Anpassungsfähigkeit ganz gut. Nach einigen Stunden saß ich ganz gemütlich in einem Lokal namens „Dönerland“ und aß den ersten – und bestimmt nicht den letzten – Döner meiner Reise!

Die Eindrücke dieses Tages, dass die Anzahl der Ausländer viel größer ist, als ich gedacht hatte, bestätigten sich in den folgenden Monaten. Die deutsche Gesellschaft ist längst nicht so einseitig oder einfältig, wie man im Ausland denken kann. In diesen vier Monaten habe ich so viele Türken, Inder, Pakistani, Japaner, Afrikaner, Italiener usw. getroffen, die in Deutschland leben und hier Kinder haben, dass ich nach Hause kehre, mit dem Bild eines richtigen multikulturellen Landes im Kopf. Und wenn mich jemand in Brasilien fragen würde, wie der typische Deutsche ist, könnte ich nicht antworten. Ich bin mir jedoch sicher, dass das alte Image von einem Mann in Lederhose, der viel Bier trinkt, humorlos ist und Ausländer nicht mag seit langem nicht stimmt. Ok, vielleicht das mit dem Bier stimmt, aber das war's.

#### **4. Weltmeisterschaft**

Obwohl mir das Thema nicht so angenehm ist, seitdem Brasilien gegen alle Erwartungen schon im Viertelfinale im Spiel gegen Frankreich auschied, kann ich über das wichtigste Ereignis des Jahres 2006 in Deutschland nicht schweigen: die Weltmeisterschaft. Bevor ich nach Deutschland kam, hatten die brasilianische und die deutsche Nationalmannschaft ziemlich gut gespielt, und ich träumte von einem Finale zwischen den Beiden. Denn da könnte ich nur gewinnen: würde Brasilien Weltmeister, könnte ich mein gelbes Trikot aus dem Koffer nehmen und einen kleinen eigenen Karneval feiern; würde Deutschland Weltmeister, dann könnte ich die fröhliche Hochstimmung erleben, die nur bei diesen Situationen möglich ist.

Doch zwischen meinem Abflug aus Brasilien und meiner Ankunft in Düsseldorf hatte sich bereits alles verändert. Noch flog ich über den Ozean, da informierte der Pilot die Fluggäste, dass Brasilien das Spiel verloren habe. Da ein bisschen früher alle Brasilianer an Bord der British-Airways-Maschine gefeiert hatten, als der Pilot / Fußballkommentator den Sieg Portugals über England bekannt machte, kam die Retourkutsche für die Engländer rasch. Mit Applausen und Pfiffen antworteten sie den Brasilianern (die eigentlich nicht so liebevoll mit der Ex-Kolonialmacht sind, aber keine Chance für eine Provokation verpassen). In diesem Moment war ich wirklich dankbar, dass die Kontrolle während des Einscheckens bei der British Airways so streng war, sonst könnte ich nicht ausschließen, dass eine Tragö-

die hätte passieren können. Aber glücklicherweise hat die kriegerische Stimmung nicht lange gedauert. Die Enttäuschung schon.

Als ich in Deutschland nach einer Zwischenlandung in London endlich ausstieg, hatte ich also nur Augen für die deutsche Nationalelf. Und die Stimmung war super! Die Sonne schien und die Leute waren total begeistert. Überall konnte man schwarz-rot-goldene Fahnen sehen, die Gesichter waren mit den Farben Deutschlands gefärbt und das deutsche Trikot wurde zu einem Muss. Die Lage war ähnlich wie die in Brasilien, als das Land fünffacher Weltmeister wurde. Doch es gab einen wichtigen Unterschied: in Deutschland war diese Stimmung neu. Viele Zeitungen und Fernsehsender im Land und weltweit berichteten über das, was der Trainer Jürgen Klinsmann und seine Spieler geschafft hatten: die Leute konnten wieder stolz auf ihre Heimat sein, ohne dass es als negativ empfunden wurde. Und auch Ausländer habe ich mit deutschen Fahnen gesehen. Als jemand, der aus einem Land kommt, wo der Fußball einer der wichtigsten Unionsfaktoren ist, war ich wirklich berührt. Zusammen mit den deutschen Fans sang ich: „Berlin! Berlin! Wir fahren nach Berlin!“.

Als die Mannschaft aber in den letzten Minuten im Spiel gegen Italien die Chance verpasste, Weltmeister zu werden, konnte ich ein anderes Lied auf den Straßen hören. Im Bonner Hauptbahnhof sah ich eine Gruppe von Ausländern, die sangen: „Wohin? Wohin? Jetzt gibt es kein Berlin!“. Ein Zeichen, dass eine gute Leistung in der Weltmeisterschaft nicht alle Integrationsprobleme lösen kann. Aber ich war sehr beeindruckt, denn es gab trotz dieser Provokation keine Streiterei. Obwohl alle enttäuscht waren, herrschte eine friedliche Atmosphäre. Und als die Nationalelf in Stuttgart im Spiel gegen Portugal um den dritten Platz kämpfte, waren alle noch mal begeistert und dankbar, und man hörte die Fans auf die Melodie des Beatlessong Yellow Submarine singen: „Stuttgart ist viel schöner als Berlin, schöner als Berlin.... Schön, dass ich das miterleben konnte!“

## 5. Tägliches Rätsel

Während meines Aufenthaltes in Deutschland konnte ich feststellen: Wenn es sich um öffentliche Verkehrsmittel dreht, haben die Deutschen viele Vorteile im Vergleich zu den Brasilianern. Fast alle Städte, die etwas größer sind, bieten der Bevölkerung ein gutes U-Bahnnetz an. Dadurch können auch die Touristen fast alle Ziele erreichen, die sie interessieren. Vorausgesetzt natürlich, sie verstehen, wie die Fahrkartenautomaten funktionieren.

Diese stellen für Fremde ein richtiges Rätsel dar – besonders wenn man kein Deutsch spricht. In Essen, wo ich für zwei Monate wohnte, gibt es zwar



die Möglichkeit, Informationen auf Englisch zu bekommen. Aber die Namen der Karten werden nicht übersetzt. Und welcher Ausländer ist in der Lage zu verstehen, was ein „4er Ticket A-C Kind“ oder „Einzel Ticket Erw“ bedeutet? Wo erfährt er, welche Strecken zu den Preisstufen A, B oder C gehören? Wie soll er wissen, ob der Weg zum Ziel als Kurzstrecke oder Langstrecke gilt?

Außerdem fiel es mir am Anfang schwer, mich überhaupt daran zu erinnern, dass ich eine Fahrkarte kaufen sollte. Denn anders als in Rio de Janeiro oder in Sao Paulo, wo ich bisher mit der U-Bahn fuhr, gibt es in Deutschland keine Drehkreuze, wo man den Fahrschein einwerfen muss, damit der Weg zum Gleis frei wird. Die Passagiere kaufen das Ticket sowieso, weil es sein kann, dass ein Kontrolleur die U-Bahn betritt. Das habe ich aber während meiner vier Monate in Deutschland nur zwei- oder dreimal gesehen.

In den Zügen ist die Situation jedoch anders. Zwar gibt es auch hier keine richtige Kontrolle, bevor man in den Zug einsteigt. Doch drinnen wird man ständig kontrolliert. Und die Leute, die dafür zuständig sind, sind wirklich streng! Das kann ich leider bestätigen, denn eines Tages musste ich eine Strafe bezahlen. Ich hatte ein Monatsticket dabei, das für die zweite Klasse gültig war, saß aber ahnungslos in der ersten Klasse. Es hat nicht geholfen zu sagen, dass ich es nicht wusste, dass ich in der ersten Klasse nicht sitzen durfte – niemand hatte es mir erklärt, als ich das Ticket kaufte! Und eigentlich hatte ich auch nicht bemerkt, dass es die erste Klasse war. Die Sitze waren in der Tat fast genauso unangenehm wie in der zweiten Klasse, und es gab keine weiteren sichtbaren Unterschiede.

An diesem Tag war ich wirklich ärgerlich, doch später habe ich gedacht, dass es eine gute Sache sein könnte. Denn wer würde mir glauben, wenn ich sagen würde, dass ich so viel Zeit in Deutschland verbracht habe und keine Strafe bekam? Wahrscheinlich niemand, auch nicht die Deutschen. Bestraft zu werden ist ein wichtiger Teil davon, in Deutschland zu wohnen. Und ich muss auch glücklich sein, dass ich keine 40 Euro bezahlen musste, weil ich bei Rot über die Straße gegangen bin. Ich gestehe: das habe ich ziemlich oft gemacht, wenn kein Auto zu sehen war. Ich hoffe, man verzeiht mir, aber vier Monate in Deutschland sind nicht genug, um die schlechten Gewohnheiten, die ich jahrelang in dem meistens chaotischen Verkehr von Brasilien kultivierte, zu ändern.

## 6. Galerie der merkwürdigen Leute

Als ich noch in Bonn wohnte und einen Deutschkurs besuchte, hatte ich die Gelegenheit, am Kulturprogramm des Goethe-Institutes teilzunehmen.

Eines der Angebote bestand in einer Stadtführung durch Köln. Eigentlich hatte ich vorher schon allein die Stadt besucht, aber ich dachte, dass es viel interessanter sein könnte, zu hören, was ein professioneller Stadtführer zu sagen hätte.

Aber wie groß war meine Überraschung, als ich vor dem Hauptbahnhof den Mann traf! Mit meinem Mentalbild von einem professionellen Stadtführer hatte der Typ nichts zu tun. Er war ungefähr 40 Jahre alt, hatte ziemlich lange dunkle Haare, trug eine enge schwarze Jeanshose, schwarzes T-Shirt, schwarze Lederjacke und sah so aus, als hätte er mindestens fünf Tage nicht geduscht. Außerdem waren an seinen Händen viele Totenkopfringe zu sehen – fast einer pro Finger – und seine Fingernägel waren so lang, dass ich mich an den brasilianischen Trashfilmstar Zé do Caixao, im Ausland auch als Coffin Joe bekannt, erinnerte.

Ich muss jetzt sagen, dass ich vor einigen Jahren auch noch nicht so moderat aussah wie heute; einmal hatte ich meine Haare orange, einmal blau gefärbt. Ich weiß also, dass das Aussehen einer Person nichts mit seiner beruflichen Kompetenz zu tun hat. Und eigentlich war die Stadtführung in Köln wirklich gut. Was mich irritierte, ist der Umstand, dass er trotz seines Aussehens so einen Job bekommen hat. In Brasilien würde so etwas nur schwer passieren, das kann ich ruhig behaupten.

Aber der Mann mit den Totenkopfringen war nur der Erste in einer Reihe von Leuten, denen ich begegnete und die für brasilianische Standards sehr ungewöhnlich aussahen – und vielleicht sogar für deutsche Standards ebenfalls. So kam ich auf die Idee, eine Bildgalerie dieser merkwürdigen Leute zu machen. Das Projekt konnte ich leider nicht verwirklichen, denn es wäre ziemlich unhöflich gewesen, meine Kamera auf ihre Gesichter zu richten und einfach ein Foto zu machen. Aber an viele dieser Menschen kann ich mich noch erinnern, wie zum Beispiel an die alte Frau, die ganz normal im Ikea Restaurant aß, die linke Seite ihres Kopfes mit langen Haaren bedeckt und die rechte Seite mit ganz kurzen Haaren. Oder an den Mann, dem ich regelmäßig auf der Straße begegnete und der bestimmt dachte, er lebe in den 80er Jahren, denn seine Kleidung war unglaublich!

Und ich habe noch nicht von den Haarschnitten geredet. Ich bin überzeugt, dass die Gel- und Wachsindustrie eine der einträglichsten Branchen Deutschlands ist – möglicherweise sogar wichtiger als die Autoindustrie. Denn egal in welche Richtung man schaut, treffen die Augen immer einen männlichen Kopf mit einem artistischen Haarschnitt, der ohne eine bedeutende Menge von Gel und viel Geduld für die tägliche Vorbereitung sicherlich unmöglich wäre. Na ja, das ist eben Geschmackssache. Aber ich wäre schon ziemlich neugierig, die Wirkungen dieses Verbrauches zu sehen, denn in Brasilien ist man der Ansicht, dass Gel zu Haarausfall führt. Hoffentlich

stimmt das nicht, denn sonst hätten die Männer in Deutschland in einigen Jahren ein ziemliches Problem, oder?

## 7. Die Schweizerin

Das Stipendium in Deutschland hat in mir ein Interesse geweckt, das wahrscheinlich in den Plänen der Heinz-Kühn-Stiftung nicht vorgesehen war: Ich möchte in die Schweiz reisen. Nein, es ist nicht so, dass ich alle schönen Orte in Deutschland kennen gelernt hätte, fix und fertig mit dem Land wäre und neue Ziele suchte. Im Gegenteil: ich will Deutschland unbedingt noch mal besuchen. Aber zuerst will ich in die Schweiz. Ich erkläre es.

In Brasilien habe ich nie darüber nachgedacht, wie stark mein Akzent war, wenn ich Deutsch sprach. Erst als ich den Kurs in Bonn absolvierte, wurde es zum Thema. Denn dort hatte ich die Gelegenheit, Kursteilnehmern aus ganz unterschiedlichen Ländern zuzuhören. Und, ehrlich gesagt, das hat mich ein bisschen erschreckt. Bevor sie sagten, woher sie kamen, hatte ich schon eine gute Ahnung: der Eine kommt aus den Vereinigten Staaten, der Andere aus Italien und der Andere aus Spanien oder Lateinamerika. Und wieso? Man konnte es hören. Obwohl alle Deutsch schon ziemlich gut sprachen, war der Akzent immer noch so stark, dass es manchmal unmöglich war, sie problemlos zu verstehen. Die Ohren mussten sich zuerst an die fremden Töne gewöhnen. Und dann war dieser Gedanke unvermeidbar: wenn sie alle so einen komischen Akzent haben, dann habe ich natürlich auch einen!

Nach dieser Entdeckung habe ich mich sehr bemüht zu identifizieren, was nicht so Deutsch in meiner Sprechweise klingt. Ich habe sogar meine Stimme aufgenommen, weil es so schwer ist, sich selbst zu hören, wenn man spricht. Leider war es keine große Hilfe: als der Kurs zu Ende war, konnte ich immer noch nicht sagen, was genau in meiner Aussprache verbessert werden sollte.

Und dann kam ich am ersten September in die Lokalredaktion der WAZ in Essen. Ich war natürlich ein bisschen nervös. Viele Fragen gingen mir durch den Kopf: Was erwartet mich? Werden meine Deutschkenntnisse ausreichend sein? Werde ich fähig sein, gut zu kommunizieren?

Diese Sorgen hat ein Kollege sofort abgeschwächt, in dem er meine Sprache lobte. Er sagte, dass ich sehr gut Deutsch spreche und fragte, ob ich schon einmal in der Schweiz gelebt hätte, weil er einen Schweizerakzent hören könne. Schweizerakzent? Das machte mich irgendwie stolz. Denn besser einen Akzent aus der Schweiz, als einen Akzent aus Brasilien, oder?

Übrigens hörte ich das in der Folgezeit noch mehrmals, und zwar von ganz unterschiedlichen Leuten. Einmal vom Pressesprecher des Folkwang

Museums in Essen, ein weiteres Mal von Passagieren im Zug nach München, ein drittes Mal von einem Mann in Lederhose auf dem Oktoberfest. Und noch ein viertes, fünftes Mal... Aber ich war noch nie in der Schweiz! Ich habe keine Ahnung, wie es klingt, wenn ein Schweizer Hochdeutsch spricht! Ich habe es zwar schon einmal gehört, als ich in Rio einen Deutschkurs besuchte und eine Radiosendung über die Schweiz hörte, aber ich kann mich nicht daran erinnern. Und jetzt sagen so viele Leute, dass ich wie eine Schweizerin spreche... Deswegen habe ich entschieden: ich will unbedingt in die Schweiz reisen!

## **8. Was ich im Goethe-Institut nicht lernte**

In meinem Deutschunterricht in Brasilien habe ich nicht nur nicht gelernt, Deutsch mit einem authentischen deutschen Akzent zu sprechen, sondern ich bin auch nicht mit einigen Besonderheiten dieser Sprache und dieser Kultur in Kontakt gekommen. Ich spreche von ganz einfachen Dingen, die in alltäglichen Situationen in Gesprächen auftauchen. Wie zum Beispiel die Nummer Zwei.

Die Nummer Zwei, die zwischen der Eins und der Drei liegt, kenne ich mindestens seit 16 Jahren, als ich in meiner Schule in Porto Alegre mit dem Deutschunterricht anfang. Deswegen hätte ich nie gedacht, dass es zu Schwierigkeiten mit dieser alten Bekannten kommen könnte. Doch in Deutschland wird die „Zwei“ häufig einfach „Zwo“ genannt. Es klingt zwar ähnlich, aber wenn man gerade angekommen ist und nach der Nummer des Busses fragt, der zu irgendeinem Ziel fährt, kann es sehr schwer zu verstehen sein.

Für mich schien das Wort „Zwo“ zuerst als eine Interjektion zu gelten. Und deshalb konnte ich mir Vieles vorstellen, als ich die Antwort „Zwo“ auf eine Frage bekam. Was meinte die Frau eigentlich? „Zwo, das weiß ich nicht“, „Zwo, merken Sie denn nicht, dass Sie mich stören?“, oder „Zwo, Sie sind ja bescheuert, wenn Sie das nicht wissen!“. Aber zum Glück habe ich sehr schnell gelernt, was „zwo“ bedeutet, und so habe ich viele mögliche zukünftige peinliche Situationen vermieden.

Während meines Aufenthaltes habe ich auch bemerkt, dass neben dem Deutschkurs auch eine andere Art Vorbereitung wichtig sein könnte, wenn jemand eine lange Reise nach Deutschland vor sich hat. Wie zum Beispiel ein Kurs über kulturelle Unterschiede, der das Verhalten der Deutschen bei Vorlesungen und Vorträgen erklärt. Denn ich war wirklich überrascht, als ein dreitägiges Reportageseminar an der Journalistenschule Ruhr zu Ende ging und statt zu klatschen, alle anderen Teilnehmer damit begannen, mit lockerer Faust auf den Tisch zu klopfen.

Dieser Kurs, den ich mir jetzt vorstelle, könnte auch den zukünftigen Reisenden beibringen, wie man eine Flasche Bier trinken kann, ohne dass man im Zeitraum von zwei Stunden ein dringendes Bedürfnis verspürt. Denn in Deutschland kann man Bier sogar im Kino kaufen, was ich prinzipiell für eine sehr gute Idee hielt, wenn ich nur eine größere Kontrolle über meine Blase hätte. – Dann bräuchte ich nämlich den Raum nicht genau in dem Moment zu verlassen, wenn der Film zum Höhepunkt kommt.

## 9. Begrüßungsrituale

Ein weiterer Bereich, in dem sich Brasilien und Deutschland sehr voneinander unterscheiden, ist die Formalität. Nehmen wir zum Beispiel die Begrüßungsrituale. Um nicht falsch verstanden zu werden, müssen Deutsche und Brasilianer aufpassen, wenn sie in dem jeweils anderen Land jemandem vorgestellt werden. Doch ich muss zugeben: Brasilianer, die nach Deutschland kommen, haben es leichter als Deutsche, die nach Brasilien fahren. Denn die Ersteren müssen sich nur an den traditionellen Handschlag gewöhnen, der in Deutschland so typisch ist und in Brasilien meistens ausschließlich im beruflichen Alltag benutzt wird. Wenn jedoch ein Deutscher nach Brasilien reist, muss er zuerst die Besonderheiten jeder Stadt kennen lernen, um die Menschen richtig begrüßen zu können.

In Rio de Janeiro zum Beispiel, und besonders unter jungen Leuten, sind zwei Wangenküsse die Regel – egal, ob man jemanden schon lange kennt oder ihm zum ersten Mal begegnet. Das gilt aber nur, wenn es sich um zwei Frauen oder um eine Frau und einen Mann handelt, denn unter Männern reicht ein leichtes Kopfnicken, ein Klaps auf den Rücken oder eine Umarmung.

Fährt man aber nach Sao Paulo, muss man sich wieder neu akklimatisieren. In der größten Stadt Brasiliens tauscht man nicht zwei Wangenküsse, sondern nur einen. In Porto Alegre, der südlichsten Hauptstadt des Landes, wo ich geboren bin, ist es normal, dass diese Zahl auf drei erhöht wird. Doch da sind sich auch die Einwohner nicht ganz einig: Es passiert oft, dass jemand einen dritten Kuss zu geben versucht, während der andere das Gesicht schon entfernt.

Kompliziert, oder? Aber die Deutschen müssen sich keine Sorgen machen. Wenn ihnen alles zu schwer fällt, können sie einfach den Handschlag benutzen – aber bitte nicht allzu kräftig. Was in Deutschland normalerweise als ein Zeichen guter Erziehung anerkannt wird, hat in Brasilien eine gegenteilige Wirkung. Das Klischee, dass die Brasilianer viel lockerer als die Deutschen sind, passt gut, wenn es sich um das Thema Begrüßung handelt!

Auch die Anredeformen sind ganz anders in beiden Ländern. Ich kann mir kaum eine Frage vorstellen, die für Brasilianer komischer klingt als „Ist das ok, wenn wir uns duzen?“. In Brasilien kann man in der Regel alle Leute auf den Straßen problemlos duzen. Auch im Büro werden „você“ oder „tu“ (portugiesische Formen für „du“) unter Arbeitskollegen benutzt – und oft sogar in Gesprächen mit dem Chef. Das formelle „Sie“ benutzt man nur wenn es einen große Alters- und Hierarchieunterschied gibt.

In Deutschland fiel es mir immer sehr schwer, zu entscheiden, welche Anredeform ich in einer bestimmten Situation wählen sollte. Obwohl ich es als sehr ungewöhnlich empfand, mich an Leute meines Alters nicht mit einem „du“ zu wenden, habe ich am Anfang grundsätzlich alle meine Gesprächspartner gesiezt. Doch dann habe ich bemerkt, dass viele junge Leute, die mir z. B. Informationen auf der Straße gaben, einfach „du“ sagten – wie man es auch in meinem Land macht. In der Redaktion der WAZ war es ebenfalls normal, sich zu duzen – was ich übrigens überhaupt nicht erwartet hatte, denn am Goethe-Institut wurde mehrmals wiederholt, dass „du“ ein verbotenes Wort im Arbeitsleben sei. Gleichzeitig habe ich aber auch viele Leute kennen gelernt, die viel Wert auf Formalitäten zu legen schienen. Fazit: Bis heute bin ich nicht in der Lage zu sagen, wie man sich in Deutschland verhalten soll, wenn man jemanden anreden will. Aber im Zweifel benutze ich immer „Sie“. Denn ich finde es besser, dass die Leute mich zu formell finden, als dass sie denken, ich sei unhöflich!

## 10. Kampf ums Bier auf der Wiesn

Bei meinem Versuch, Deutschland so gut wie möglich kennen zu lernen, fuhr ich an einem Wochenende Ende September nach München. Ich wollte erleben, was die Bayern gern als das größte Volksfest der Welt bezeichnen: das Oktoberfest (obwohl alle Brasilianer sicher sind, dass das größte Volksfest in der Tat der Karneval von Rio de Janeiro ist). Aber was für eine Überraschung! Ein Bier auf der Wiesn zu kaufen kann schwieriger sein, als einen ganzen Tag dort herumzulaufen, ohne einem Italiener zu begegnen.

Da ich am Samstag erst um halb drei ankam, waren alle Zelte „wegen Überfüllung“ geschlossen. Zunächst versuchte ich, in einer Schlange zu warten, in der Hoffnung, eine Gruppe würde herauskommen und Platz für uns machen. Doch nach einer Weile gab ich es auf und beschloss, den Tag außerhalb der Zelte zu verbringen. Das Wetter war super, es gab viele Vergnügungsmöglichkeiten und natürlich – dachte ich – Bier.

Bald kam die Enttäuschung. Überall konnte man Cola, Kaffee oder sogar Caipirinha, den typischen brasilianischen Cocktail, kaufen, aber von der gel-

ben Flüssigkeit keine Spur. Ich war fast verzweifelt und konnte nicht glauben, dass ich meinen Freunden in Brasilien sagen müsste, dass ich das Oktoberfest besucht, aber keinen einzigen Schluck Bier getrunken habe. Doch dann sah ich eine offene Tür. Es war keine Fata Morgana: Es gab noch einen Biergarten, in den man eintreten durfte. Plätze, um sich zu setzen, gab es natürlich nicht, aber das war schon längst nicht mehr wichtig. Und dann trank ich gegen fünf Uhr meine erste Maß Bier!

Um so eine Situation nicht mehr zu riskieren, stand ich am nächsten Tag um acht Uhr auf. Um halb elf saß ich schon im Ochsenbraterei-Zelt und genoss mein erstes Bier. Doch am nächsten Tag, als ich schon zurück in Essen war, sagte mir mein Kater: Das mag ein bisschen zu früh gewesen sein!

## 11. Journalismus

Da ich im Rahmen des Stipendiums ein zweimonatiges Praktikum in der Lokalredaktion der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ) in Essen absolvierte, konnte ich auch die Arbeit in einer deutschen Redaktion beobachten und Vergleiche zur Realität in Brasilien ziehen.

Was mich zuerst bei der WAZ beeindruckte, war der Tatsache, dass die Lokalredaktion in viele kleine Räume aufgeteilt ist. In Brasilien arbeiten die Redakteure normalerweise gemeinsam in einem großen Raum – was den Arbeitsplatz etwas laut macht, aber für den Erfahrungsaustausch sehr gut ist. Ich habe so einen großen Raum wirklich vermisst, denn manchmal fühlte ich mich in meiner Ecke ein bisschen verlassen. Auch die große Menge von freien Mitarbeitern hat dazu beigetragen. Es hat ziemlich lange gedauert, bis ich alle kennen lernen konnte. Und da viele nicht jeden Tag in die Redaktion kamen, war es nicht so leicht, Freundschaften zu schließen.

Dass fast niemand in der Redaktion Journalismus studiert hatte, hat mich auch sehr stark überrascht. Ich habe Kollegen kennen gelernt, die Jura, Politikwissenschaften und sogar Geologie studiert hatten. Ich fand das sehr interessant, denn in Brasilien muss man einen Abschluss in Journalismus haben, um in diesem Bereich zu arbeiten. Als eine Richterin diese Situation vor einigen Jahren zu ändern versuchte, gab es eine große Auseinandersetzung. Die Journalistenverbände wehrten sich dagegen und der Abschluss blieb obligatorisch.

Aber was für mich am interessantesten während dieser Zeit war, das war die Gelegenheit, die Zeitung mitzugestalten. Ich konnte Redakteure zu verschiedenen Terminen begleiten, an Konferenzen mit Volontären teilnehmen, Texte für das Weblog „WAZ Außenansicht“ schreiben und auch eigene Geschichten für die gedruckte Ausgabe recherchieren und verfassen. Dieses

vielseitige Angebot erlaubte mir, dass ich mir ein Bild vom Alltag einer der wichtigsten Lokalredaktionen des Ruhrgebietes machen konnte. Und dadurch lernte ich viel, nicht nur sprachlich, sondern auch beruflich.

Schwierigkeiten habe ich jedoch auch angetroffen. Das wichtigste Hindernis war immer die Sprache. Obwohl ich Deutsch ziemlich gut spreche und keine großen Probleme habe, in alltäglichen Situationen zu kommunizieren, war es nicht immer leicht, Gespräche in der Redaktion nachzuvollziehen und Interviews über das Telefon zu machen. Und das machte mich gelegentlich unsicher und manchmal behinderte es mich dabei, die Gelegenheiten so gut wie möglich wahrzunehmen.

Trotz dieser Probleme, die, denke ich, bei einer ausländischen Erfahrung üblich sind, bin ich mit dem Stipendium sehr zufrieden. Sowohl beim Deutschkurs im Goethe-Institut, als auch beim Praktikum in der WAZ habe ich immer versucht, das Beste zu geben. Ich kehre nach Brasilien zurück mit vielen guten Erinnerungen an Deutschland, vielen persönlichen und beruflichen Erfahrungen und einem besseren Verständnis von beiden Ländern. Ich habe erreicht, was ich wollte, als ich mich im Jahr 2005 um das Stipendium bewarb.

## **12. Dankeschön**

Vor allem möchte ich der Heinz-Kühn-Stiftung danken, die mir diese einzigartige Chance ermöglichte, so viele persönlich und beruflich bedeutende Erfahrungen in Deutschland zu sammeln. Frau Ute Maria Kilian, die mit Kompetenz, mit großer zeitlicher Verfügbarkeit und mit menschlicher Zuneigung dafür sorgte, dass sich mein Aufenthalt so gut wie möglich gestaltete, hat meine ewige Annerkennung.

Den Mitarbeitern und Praktikanten der Lokalredaktion der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung in Essen bin ich dankbar für die Unterstützung, das Vertrauen und die Orientierung während meines Praktikums. Ein besonderer Dank geht an Frau Liliane Zuuring, die ständig dafür gesorgt hat, dass diese Zeit bei der WAZ mich bereichert hat.

Außerdem möchte ich noch meine Dankbarkeit an meine Familie, meine Freunde und an Patrick Moraes schriftlich ausdrücken. Ihr Verständnis und ihre Stütze waren mir immer sehr wichtig. Auch die Kursteilnehmer vom Goethe-Institut in Bonn möchte ich hier erwähnen, denn sie haben sehr dabei geholfen, dass ich während dieser Zeit wirklich Spaß hatte.